

abseits der herkömmlichen Bühnenhäuser statt: Die Körper-Aktionen des „Living Theatre“, Jerzy Grotowskis Rituale der Grausamkeit, Luca Ronconis „Orlando Furioso“ oder das Revolutions-Spektakel „1789“ der Französin Ariane Mnouchkine wurden in Fabriken, Kirchen, auf öffentlichen Plätzen, in Sportarenen und Messehallen aufgeführt.

Aus seinen komfortablen Guckkasten-Sälen floh auch ein Teil der Bremer Schauspieler ins Provisorium. In der letzten Saison spielten sie vier Stücke im umgebauten Kinosaal „Concordia“ und bezogen immer auch die Zuschauer ins Regie-Konzept ein: Mal saß das Publikum auf Stahlrohr-Tribünen an den Wänden, mal mitten in der Dekoration.

Dem „illegalen“, weil der Theaterbetriebsordnung und feuerpolizeilichen Bestimmungen aus dem vorigen Jahrhundert nicht genügenden Unternehmen droht freilich Verbot: Es fehlen 300 000 Mark zum Ausbau der Saaldecke, der elektrischen Anlagen und für den Rauchabzug.

SCHRIFTSTELLER

Geselliger Einzelgänger

Der Wiener Egon Friedell hat gern sein Leben mit Legenden verdunkelt. Eine Friedell-Biographie des Münchner Schriftstellers Peter Haage soll dieses Literaten-Dasein jetzt erstmals bloßlegen.

Er war ein Kaffeehaus-Literat und somit eine Wiener Spezialität. Er war Feuilletonist, Schauspieler, Stückeschreiber und Übersetzer, ein Kabarettist und Parodist, der über Novalis promoviert hatte, ein Salon-Plauderer und Nachbar-Bummler, der insgeheim eine dreibändige berühmt gewordene „Kulturgeschichte der Neuzeit“ schrieb.

Egon Friedell, der von 1878 bis 1938 lebte, war vielerlei und manches zugleich. „Denn der Mensch“, meinte er, „ist dazu gemacht, Gegensätze zu vereinigen: Er ist nicht *dies*, sondern immer *dies* und das Gegenteil davon.“

Das aber wollte seinen Wiener Zeitgenossen nicht so recht in den Kopf, und so betrachteten sie ihn jederzeit mit einem guten Quantum von begründetem Argwohn: Schließlich hat dieser beifallslüsterne Causeur, bei dem nicht einmal der Name stimmte — sein Geburtsname lautete Friedmann —, alles getan, um sein Publikum mit perfiden Gerüchten und erfundenen Anekdoten hinter das Licht zu führen.

Friedell habe unentwegt sein Leben „verdunkelt, überbelichtet, romantisiert, häufig verjuxt und künstlich verworfen“, er habe „Legenden gestreut und



Literat Friedell
Legenden gestreut

Konkretes vermieden“, berichtet der Münchner Schriftsteller Peter Haage, 31, der jetzt in einer ersten knappen Friedell-Biographie diese Literaten- und Komödianten-Existenz zu erhellen versucht*.

Es war eine bedenkliche Existenz von Anfang an. In seiner Kindheit hatte ihn eine verfeindete Verwandtschaft hin und her geschoben, nachdem seine Mutter mit einem Sprachlehrer durchgebrannt und sein Vater Moriz, ein Textilkaufler, gestorben war. Mit 21, nach Aufenthalten auf Gymnasien in Wien, Berlin, Heidelberg, Niederösterreich und Hersfeld, mußte er sich von einem Psychiater erst für zurechnungsfähig erklären lassen, bevor ihm die Onkel und Tanten sein Erbeil überschnitten. Dann freilich hatte er ein hübsches Vermögen und konnte sich in Wien bequem etablieren.



Friedell-Freundin Lina Loos
Konkretes vermieden

Friedell, schreibt Haage, war „ein geselliger Einzelgänger, der Bindungen scheute“. Er war, bei aller Schlampigkeit, auch ein Ordnungsfanatiker, der seine Albernheiten mit Pedanterie betrieb.

Groß, plump und träge, so zog er mit dem kauzigen Schriftsteller, Schnorrer und Bohemien Peter Altenberg durch Kneipen und Cafés. Daheim, in der plüschigen Wohnung, die er zeitlebens nie aufgab, führte er im Schlafrock, mit langer Studentenpfeife und zumeist in horizontaler Diwan-Lage das behagliche Dasein eines Privatgelehrten. „Die kleinste Störung seiner privaten Existenz“, so Haage, „machte ihn krank.“

Mit einem Theaterkritiker namens Alfred Polgar verfaßte Friedell Sketche und unter anderem die rühmliche Grotteske „Goethe im Examen“, die er selber aufführte — in Wien, München, Frankfurt und Berlin, wo ihn Max Reinhardt entdeckte und als „originellen Dilettanten“ in sein Ensemble aufnahm.

Er galt als „luzider Denker“ (Haage). Und mochte Karl Kraus ihn auch einen „munteren Seifensieder“ nennen, dessen Witz sich „zur Veredelung von Kneipzeitungen“ vorzüglich eigne — für sein Publikum blieb der dicke Mann mit der weißen Pikeeweste und dem Elfenbeinstöckchen, ein Monokel im schwammigen Gesicht, der „heitere Philosoph“, der leicht-sinnige, sarkastische Bonmots und Aphorismen zum besten gab. Das gefiel vor allem den Wiener Damen, deren Zuhörerschaft er so sehr schätzte und die er sich im übrigen mit „onkelhafter Courtoisie“ vom Leibe hielt. „Die Frauen“, belehrte er, „sind keine Menschen, das macht sie so anziehend.“

Etwas menschlicher dachte er offenbar von der Schauspielerinnen Lina Loos, die vorübergehend mit Adolf Loos, dem Architekten der Neuen Sachlichkeit, verheiratet gewesen war: Friedell machte ihr einen erfolglosen Heiratsantrag und anschließend ein Leben lang den Hof. Währenddessen zog seine Haushälterin Hermine eine uneheliche Tochter Herma groß, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Friedell nachgesagt wurde.

Solch ein Geflüster war ganz nach Friedells Geschmack. Es paßte zu seinem Image, das er sorgsam pflegte: Er schien ein Bonvivant, ein „spleeniger Nichtstuer“ — jedenfalls bis zum Jahr 1927, als der erste Band seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ (Untertitel: „Die Krise der europäischen Seele von der schwarzen Pest bis zum Weltkrieg“) erschien und ihm jählings den Ruhm eines eigensinnig dilettierenden Kulturphilosophen einbrachte.

Das Buch wurde mit Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ verglichen, dessen Schlußfolgerungen Friedell bei aller Bewunderung verwarf. „Das Abendland wird untergehen“, so

* Peter Haage: „Der Partylöwe, der nur Bücher fraß“. Claassen Verlag, Hamburg, 176 Seiten, 16 Mark.

sagte er, „aber nur soweit es von Spengler ist.“

Die Inflation hatte Friedell um sein Vermögen gebracht. Nun, nach dem Erfolg der „Kulturgeschichte“, führte er wieder ein sorgloses Leben. Konflikten ging er aus dem Weg, er „wollte weltanschaulich seine Ruhe“ (Haage). Die Politik war ohnehin ein Fach, in dem der gemütliche Konservative und Verächter der Demokratie gern daneben-griff.

Als der Erste Weltkrieg ausgebrochen war, hatte er beispielsweise rasoniert: „Die Kathedrale von Reims ist für uns jetzt kein ‚herrliches Baudenkmal‘, sondern ein feindlicher Beobachtungsposten, der weggeschossen werden muß.“

Und als 1933 die Nationalsozialisten in Deutschland zur Macht kamen, schrieb Friedell, der einst vom jüdischen Glauben zum Protestantismus übergetreten war: „Daß diese Kreise meiner Art mehr Verständnis entgegenbringen als die verschmökten und frivolen Jourjuden, habe ich immer gewußt. Diese haben doch in mir immer nur einen Clown gesehen.“

Aber der chauvinistische Rausch verging so schnell wie der völkische Wahn. Dennoch, zur Emigration konnte sich Friedell nicht entschließen. Seine Privatgelehrten-Existenz zwischen Bücherwänden war ihm allzu teuer. „Der freie und souveräne Kopf“, meint Biograph Haage, war „in seiner bürgerlichen Ordnung eingewurzelt“.

Am 12. März 1938 marschierten die Deutschen in Österreich ein. Am 14. März war Hitler in Wien. Am Abend des 16. erschienen zwei junge Männer mit Armbinden vor der Wohnungstür des Schriftstellers und fragten nach dem „Jud Friedell“. Friedell, wie üblich im Schlafrock, sprang aus dem Fenster und schlug kopfüber aufs Pflaster. Der Totenstein lautete auf „Selbstmord durch Fenstersturz“.

Friedells Neffe Henry Frydan, der in New York lebt, behauptete später, sein Onkel sei an den Folgen einer Schußverletzung gestorben. Einen Wahrheitsbeweis für diese letzte Friedell-Legende konnte er nicht erbringen.

VERHALTEN

Sanfter Zwang

Freiheit und Menschenwürde, behauptet der US-Psychologe Skinner, sind eine Illusion. Die Erdbevölkerung müsse, wolle sie überleben, gezielt manipuliert werden.

Das schier Unmögliche reizte ihn schon immer. Als Schüler versuchte er einmal, ein Perpetuum mobile zu bauen.

Jetzt will er die ganze Welt in reibungslose Bewegung setzen. Er glaubt

den Weg zu kennen, der die Menschheit aus einem von Zufall und individuellem Tun bestimmten, ungewissen Schicksal führen könnte — in ein exakt vorgeplantes, gleichwohl glückseliges Kollektivdasein.

Burrhus Frederic Skinner, Professor und „eine Institution“ („Time“) an der amerikanischen Harvard University, hat letzte Woche die Summe seines Forschens vorgelegt: Unter dem programmatischen Titel „Jenseits von Freiheit und Würde“ veröffentlichte er den Entwurf einer neuen, sich selbst bewußt steuernden globalen Kultur*.

Der Schlüssel zu einem solchen künstlichen Paradies, so Psychologe Skinner, sei die Einsicht, daß jeder Mensch nichts als ein Bündel von Verhaltensmustern ist — gleichsam ein Automat mit erwartbaren und manipulierbaren Reaktionen auf die Umwelt. Die einzige Alternative zu einer anar-

„New York Times“ und verwies auf das „Risiko, daß Machtlüsterne Skinners Regeltechniken des menschlichen Verhaltens in ihr Arsenal von Kontrolle und Unterdrückung einbauen“.

„Allheilmittel oder Weg zur Hölle?“ rätselte das US-Nachrichtenmagazin „Time“ in einer Titelgeschichte über den Mann, der die Selbstbestimmung des Menschen eine „Illusion“ und einen „Fetisch“ nennt. Und die Hamburger „Welt“ kommentierte schnell entschlossen, Widerspruch gegen den „Rattenfänger von Harvard“, den „Wegbereiter totalitären Denkens“, sei für die abendländische Gesellschaft „eine Überlebensfrage“.

An Ratten und anderem Getier hat Skinner tatsächlich die Regeln studiert, nach denen Lebewesen sich mit Umweltreizen auseinandersetzen. Gewöhnlich, so erläutert er, sind Verhaltensweisen chaotisch und schwer durchschau-



Psychologe Skinner, Versuchstiere: „Freiheit ist ein Fetisch“

chischen Zukunft wäre mithin, die Erde insgesamt in ein verhaltenspsychologisches Labor zu verwandeln, so durchkalkuliert, daß „sanfte, aber eindringliche ethische Sanktionen“ die einmal gesetzte Ordnung für immer erhalten.

„Was wir brauchen“, erklärt der international angesehene Autor und Anführer der sogenannten behavioristischen Psychologie, „ist eine Technologie des Verhaltens; wir könnten unsere großen Probleme schnell genug lösen, wenn wir etwa die Zunahme der Weltbevölkerung ebenso präzise steuern wie den Kurs eines Raumschiffs“. Und Skinner befindet: „Dies ist möglich.“

Seine wissenschaftliche Utopie und die Anweisung, sie zu verwirklichen, erregten schon vor Erscheinen Unruhe, zumindest in den Medien der westlichen Welt. „Ist Freiheit obsolet?“ fragte die

bar, weil sie von zu vielfältigen, häufig widersprüchlichen und verwirrenden Erfahrungen geprägt wurden. Im sorgsam kontrollierten Labor aber lasse sich das typische Verhalten einer Art erkennen — und nahezu beliebig modifizieren.

Gewalt richtet dabei wenig aus. „Strafen“, fand Skinner heraus, „lehren allenfalls, wie man Bestrafung vermeidet.“ Wirksamster Anreiz für erwünschtes Verhalten sei vielmehr Belohnung, erfolgreichste Methode das Lernen einer sinnreich aufgebauten Folge einzelner Lektionen.

Zur subtilen Dressur entwickelte der Psychologe eine Versuchsanordnung, die mittlerweile ein wichtiges Arbeitsmittel der Verhaltensforscher wurde. Grundmodell der sogenannten Skinner-Box ist ein hermetischer Kasten mit einer Mechanik, die den Tieren jedesmal, wenn sie die verlangte Leistung oder Leistungssteigerung vollbringen,

* B. F. Skinner: „Beyond Freedom and Dignity“. Alfred A. Knopf, New York; 228 Seiten; 6,95 Dollar.